



Tugenden

Theologische Meditationen
in der Fastenzeit

Tugenden

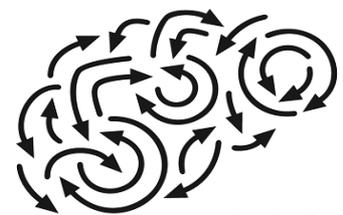
Theologische Meditationen in der Fastenzeit

Eugenden –

Theologische Meditationen
in der Fastenzeit

Herausgegeben von Peter Walter

Universitätskirche Freiburg 2007



550
Jahre
Albert-Ludwigs-
Universität Freiburg
1457 – 2007

© Freiburg im Breisgau : Universitätsbibliothek 2007

Fotos: Universitätskirche – Franz Ehret

ISBN 978-3-928969-18-5

Vorwort

„Wenn man als Mensch und Christ nicht nur handeln darf, sondern wissen muß, wie und wozu man in der unübersehbaren Vielfalt des Lebens und seiner Aufgaben handeln soll, wenn auch auf dem Gebiete der sittlichen Freiheit die Reflexion ihre Notwendigkeit und ihr Recht hat, dann wird immer wieder die Frage nach den Tugenden gestellt werden müssen“

(Karl Rahner).

Professoren der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität nahmen diese Frage nach den Tugenden in der neuen Reihe „Theologische Meditationen in der Fastenzeit“ auf, die in diesem Jahr in der Universitätskirche Freiburg im Breisgau zum ersten Mal durchgeführt wurde. Orgel- und Instrumentalmusik, wie sie an diesem Ort in der „Kleinen geistlichen Musik“ seit zwanzig Jahren gepflegt wird, korrespondierte dabei dem gesprochenen Wort.

Die erfreuliche Resonanz auf die Reihe legt es nahe, sie in einer eigenen Publikation präsent zu halten, die zugleich als ein Beitrag der Universitätskirche zum 550. Jubiläum der Albert-Ludwigs-Universität gesehen werden kann. Wegen des engen Zusammenhangs zwischen Wort und Musik werden auch die musikalischen Programme dokumentiert.

Herzlich danke ich der Kollegin und den Kollegen für ihr Wort und der Cellistin sowie den Organisten für die musikalische Gestaltung. Prof. Dr. Albert Raffelt hat sich um die Programmgestaltung, nicht zuletzt auch als Organist bei der ersten Meditation, sowie um die Veröffentlichung der Reihe verdient gemacht. Dafür gebührt ihm herzlichster Dank.

Peter Walter
Freiburg, in der Karwoche 2007

Inhalt

Peter Walter:

<i>Glaube</i>	9
Programm	9
Theologische Meditation	11

Helmut Hoping:

<i>Demut</i>	15
Programm	15
Theologische Meditation	17

Thomas Böhm:

<i>Hoffnung</i>	21
Programm	21
Theologische Meditation	23

Werner Tzscheetzsch:

<i>Rechenschaft</i>	27
Programm	27
Theologische Meditation	29

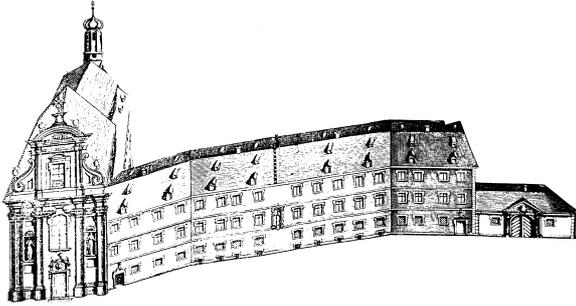
Ursula Nothelle-Wildfeuer:

<i>Gerechtigkeit</i>	35
Programm	35
Theologische Meditation	37

Eberhard Schockenhoff:

<i>Liebe</i>	43
Programm	43
Theologische Meditation	45





Theologische Meditationen – Kleine geistliche Musik
24. Februar 2007, 16.00 Uhr

Glaube

*„Glaube aber ist: Feststehen in dem, was man erhofft,
Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht“ (Hebr 11,1)*

Johann Sebastian Bach (1685-1750)

Kyrie, Gott Vater in Ewigkeit (BWV 669)

Christe, aller Welt Trost (BWV 670)

Kyrie, Gott Heiliger Geist (BWV 671)

Lesung

Allein Gott in der Höh' sei Ehr' (BWV 675)

Theologische Meditation
Professor Dr. Peter Walter

Dies sind die heil'gen zehn Gebot' (BWV 678)

Gebet

Wir glauben all an einen Gott (BWV 680)

Albert Raffelt, Orgel

Die Orgelchoräle des Bach-Werke-Verzeichnisses 669ff. stammen aus dem dritten Teil der „Clavierübung“ von Johann Sebastian Bach, der häufig als „Deutsche Orgelmesse“ bezeichnet wird.

Die nicht authentische Bezeichnung kommt daher, daß die Reihe der Choralbearbeitungen – gerahmt von Praeludium und Fuge Es-Dur (BWV 552) – mit den ersten Ordinariumsteilen der Messe (Kyrie, Gloria) beginnt, wie sie auch in der lutherischen „Missa brevis“ der Bachzeit verwendet wurden. Vorbilder für „Orgelmessen“ finden sich ansonsten im katholischen Raum von den „Fiori musicali“ Frescobaldis bis zu Nicolas de Grignys „Livre d'orgue“. Beides hat Bach gekannt. Liturgisch sind sie auf die lutherische Liturgie nicht unmittelbar zu beziehen. Die Gemeinsamkeit zu diesen Vorlagen ist auch insofern gegeben, als die deutschen Choräle auf gregorianische Weisen zurückgehen, die ersten drei auf ein tropiertes (textlich erweitertes), trinitarisch gedeutetes Kyrie (Kyrie fons bonitatis). Die trinitarische Ausrichtung der Sammlung ist ferner durch die verschiedenen Dreierstrukturen (schon des Praeludiums, aber auch der Choralbearbeitungs-Sammlung) angezeigt.

Das Gesamt der Choräle der „Deutschen Orgelmesse“ läßt sich als eine Art musikalischen Glaubenskompendiums betrachten, da hier neben dem Credo auch die anderen Hauptstücke der Glaubensunterweisung – Vater unser, zehn Gebote und Sakramente – musikalisch gedeutet werden. Die Sakramentenchoräle sind in unserer Auswahl allerdings nicht vertreten.

Bach verwendet verschiedene Formen in seinen Bearbeitungen. Die Kyrie-Choräle sind im strengen „stile antico“ komponiert, der Cantus firmus wandert vom Sopran (669) über den Tenor (670) in der dritten fünfstimmigen Organo pleno-Bearbeitung (671) ins Pedal und liegt im dreistimmigen Gloria in der Alt-Lage.

„Dies sind die heil'gen zehn Gebot“ ist in seinem Stil (fünfstimmig, paarweise Oberstimmen) von der Orgelmesse Nicolas de Grignys angeregt. Die strenge kanonische Führung des Cantus firmus wird man auf das „Gesetz“ beziehen können, das aber durch die Kontrapunkte eingebunden ist in den christlichen Lebensvollzug („ruhige Zuversicht“ assoziiert Hermann Keller, hinzu kommen die chromatischen „Seufzermotive“, die wohl die irdische Drangsal anzeigen).

Das Credo führt einzig den (ziemlich langen) Cantus firmus nicht ganz durch und symbolisiert mit seinen vielen Einsätzen des Initiums „Wir glauben“ wohl den Gemeinschaftscharakter des Glaubens.

Glaube

Peter Walter

Glaube aber ist: Feststehen in dem, was man erhofft, Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht. Auf Grund dieses Glaubens haben die Alten ein ruhmvolles Zeugnis erhalten. Im Glauben erkennen wir, daß die Welt durch Gottes Wort erschaffen wurde und so aus Unsichtbarem das Sichtbare entstand. Ohne Glauben aber ist es unmöglich, zu gefallen; wer zu Gott hintreten will, muß glauben, daß er ist und daß er denen, die ihn suchen, ihren Lohn geben wird. Im Glauben gehorchte Abraham dem Ruf, *auszuziehen* in ein Land, das er zum Erbe erhalten sollte; und *er zog aus*, ohne zu wissen, wohin er kommen würde. Im Glauben *siedelte er sich als Gast* im verheißenen Land wie in einem fremden Land an und wohnte mit Isaak und Jakob, den Miterben der gleichen Verheißung, in Zelten; denn er erwartete die Stadt mit den festen Grundmauern, deren Künstler und Baumeister Gott ist. Im Glauben empfing selbst Sara noch Kraft, Mutter zu werden, trotz ihres Alters; denn sie hielt den für treu, der die Verheißung gegeben hatte. Gläubig sind diese alle gestorben, ohne das Verheißene erlangt zu haben; nur von fern haben sie es geschaut und begrüßt und haben bekannt, daß sie *Fremdlinge und Gäste auf Erden* sind. – Da uns eine solche Wolke von Zeugen umgibt, wollen auch wir alle Last und die Fesseln der Sünde abwerfen und mit Ausdauer in dem Wettkampf laufen, der uns bestimmt ist, im Aufblick zu dem Urheber und Vollender des Glaubens, Jesus, der angesichts der von ihm liegenden Freude das Kreuz auf sich nahm, ohne auf die Schande zu achten und *sich zur Rechten* des Thrones Gottes *gesetzt* hat. Denkt an den, der von den Sündern solchen Widerstand gegen sich erduldet hat; dann werde ihr nicht ermatten und den Mut nicht verlieren.

(Hebr 11,1–3.6.8–11.13; 12,1–3)

In einer definitionsfreudigen Zeit, im Mittelalter, als die Theologie zur Universitätswissenschaft avancierte, griff man gerne eine Definition auf, die sagt, was Glaube sei: „Glaube ist Feststehen in dem, was man erhofft, Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht“ (Hebr 11,1). Aber man war zugleich nicht ganz glücklich darüber, daß diese Definition – zumindest in ihrem ersten Teil – so gar nicht den dafür geltenden Vorschriften entsprach. Soll eine Definition doch eine Sache in eine übergeordnete Gattung einordnen und zugleich ihre Besonderheit zum Ausdruck bringen. Das klassische Beispiel ist diejenige, die den Menschen als ein vernunftbegabtes Lebewesen bestimmt. An einer Definition des Glaubens, die diesen unter die Hoffnung subsumiert und ihn als „Substanz“ bezeichnet – dieses Wort steht im Lateinischen da, wo wir im Deutschen „Feststehen“ haben (Est autem fides sperandarum substantia rerum) – ist vieles zu kritisieren. Wenn man Glaube mit Fürwahrhalten gleichsetzt und die Hoffnung als eigene Haltung davon unterscheidet – Glaube, Hoffnung und Liebe als „theologische Tugenden“ –, dann tut man sich schwer mit dieser Definition. Und so hat man sich in den Sentenzenkommentaren abgemüht, sie so zurechtzurücken, bis man sie brauchen konnte: Glaube, Hoffnung und Liebe voneinander klar unterschieden.

Wenn man den Kontext des 11. und 12. Kapitels des Hebräerbriefs betrachtet, dem die Lesung entnommen ist, wird deutlich, daß es dem Verfasser gerade um

die Verbindung von Glaube und Hoffnung geht. Der Hebräerbrief gehört heute sicher nicht zu den beliebtesten Stücken des Neuen Testaments. Seine Botschaft ist in der Tat auch nicht leicht zugänglich. Sein Thema ist das Priestertum Jesu Christi, der es ausübt, indem er sein Leben hingibt. Dies beschreibt der Brief, indem er das Priestertum Christi mit dem des Alten Bundes vergleicht und dabei seine Anders- und Einzigartigkeit herausarbeitet: Jesus ist der einzige wahre Hohepriester, der Gott nicht etwas darbringt, sondern sich selbst und gerade dadurch denen, die an ihn glauben, Halt gibt.

„Homilie für haltbedürftige Christen“¹ so hat einer der besten Kenner des Hebräerbriefes, Albert Vanhoye, langjähriger Professor am Päpstlichen Bibelinstitut in Rom und seit dem letzten Konsistorium Kardinal, seinen Kommentar zu diesem Text überschrieben, der weder ein Brief noch an die Hebräer gerichtet sei, sondern eben eine „Homilie für haltbedürftige Christen“. Sind wir das nicht auch?

Was bietet uns der Hebräerbrief als Halt an? Das Feststehen in dem, was man erhofft. Und er bietet eine ganze „Wolke von Zeugen“ (Hebr 12,1), von alttestamentlichen Gestalten, auf, die das vorgelebt haben: die Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob, Sarah, Mose und viele andere bis hin zur Hure Rahab – wir haben nur eine Auswahl gehört. Was sie verbindet, ist, daß sie im Vertrauen auf Gottes Verheißungen gelebt haben, daß sie sich aus Vertrautem in eine unbekannte Zukunft aufgemacht haben mit nichts in der Hand als dem Glauben.

Dieser Glaube ist freilich nicht inhaltsleer. „Wer zu Gott kommen will, muß glauben, daß er ist und daß er denen, die ihn suchen, ihren Lohn geben wird“ (Hebr 11,6), oder wie der Tübinger Alttestamentler Fridolin Stier übersetzte: „Wer nämlich hinzutritt zu Gott, muß glaubend werden – daran, daß er ist und daß er denen, die ihn suchen, ein Lohnender wird.“²

Wiederum ist der Glaube um den Faktor Zukunft bzw. Hoffnung erweitert. Glaube richtet sich nicht primär auf Vergangenes, aber auch nicht einfach auf die Zukunft – jede Vertröstung ist uns problematisch geworden –, sondern auf den auf uns zu kommenden Gott: „Ich werde da sein als der ich da sein werde“ (Ex 3,14).

Viele Menschen suchen ihr Leben ohne Gott zu erklären. Vielen ist der Glaube ihrer Vorfahren, der vielleicht auch einmal ihr eigener war, ohne daß sie etwas dafür können, abhanden gekommen. Es war und ist oft ein Glaube an eine fast mythische Vorstellungswelt, den man ihnen vorgesetzt hat und vorsetzt und der ihnen schwerfällt, oder der durch gängigere Mythen, wie sie der heutige Esoterikmarkt bereithält, ersetzt wird. Wie schlicht nimmt sich dagegen die Botschaft des Hebräerbriefes aus: „Wer nämlich hinzutritt zu Gott, muß glaubend werden – daran, daß er ist und daß er denen, die ihn suchen, ein Lohnender wird“, um noch einmal die Übersetzung von Fridolin Stier zu vernehmen.

Und das Urbild, der Anführer (*archegos*: Hebr 12,2) dieses Glaubens ist niemand anderer als Jesus, von dem derselbe Hebräerbrief sagt, er habe durch sein Leiden den Gehorsam gelernt (5,8). Mit beiden Aussagen, die im Neuen Testament in dieser Ausdrücklichkeit einzigartig dastehen, hat sich die Theologie schwergetan, die

¹ Albert VANHOYE: *Homilie für haltbedürftige Christen. Struktur und Botschaft des Hebräerbriefes*. Regensburg 1981.

² *Das Neue Testament*. Übersetzt von Fridolin STIER, aus dem Nachlaß hg. von Eleonore BECK, Gabriele MILLER und Eugen SITARZ. München – Düsseldorf 1989, S. 486.

in Jesus Christus primär den auch während seines irdischen Lebens in der Gotteschau lebenden Gottessohn sah, und eben nicht den Glaubenden, da der Glaube ja nach Paulus Stückwerk ist, mit Dunkelheit verbunden (1 Kor 13,12). Mit dieser Sicht Jesu Christi verträgt es sich auch nicht, daß er den Gehorsam gegenüber seinem Vater „lernte“, daß er ihn also nicht von Anfang in Vollkommenheit besaß.

Uns Heutigen ist diese Sicht Jesu vielleicht näher als die allzusehr auf Goldgrund gemalte. Der Theologe Hans Urs von Balthasar, der nicht im Verdacht stand, den christlichen Glauben zu kleinen Preisen verschleudert zu haben, hat im blutigsten Jahrhundert der Weltgeschichte, im 20., diese Dimension des glaubenden Jesus herausgearbeitet.³ Jesus, der am Kreuz seine kreatürliche Angst und Todesnot herausschreit, ist, wie der Hebräerbrief sagt, der „glaubwürdige Hohepriester“ (2,17)⁴, glaubwürdiger als einer, den das alles nicht anficht, was er leidet, weil er ja um den Ausgang weiß.

Glaube, wie ihn der Hebräerbrief ans Herz legt, ist keine über jede Anfechtung erhabene Sicherheit, kein Herunterbeten von Sätzen, sondern die hoffende Zuversicht, daß Gott in jeder Situation Zukunft ermöglicht, daß auch der Tod seiner Nähe keine Grenze setzen kann. Beweisbar ist das nicht. Es gibt immer wieder Situationen, in denen solch hoffende Zuversicht fragwürdig wird, ins Wanken gerät, in denen man nur noch mit dem Vater des besessenen Jungen, der mit diesem in seiner Not zu Jesus kommt, nichts anderes zu sagen weiß als: „Ich glaube; hilf meinem Unglauben!“ (Mk 9,24). Für diesen Glauben stehen die Zeugen, die der Hebräerbrief nennt, zutiefst der Mensch Jesus Christus – „Ecce homo“ (Joh 19,5) –, der das „Ursakrament“ der Nähe Gottes ist. Dafür stehen auch die Zeugen, denen wir in unserem Leben begegnet sind und begegnen, die aus dieser hoffenden Zuversicht gelebt haben und leben und so andern Glauben ermöglichen. Es sind viele vor der Geschichte Namenlose. Es sind aber auch glaubende Menschen wie Johann Sebastian Bach, dem wir die heutige Orgelmusik verdanken und der auf seine Weise den Glauben an den verkündete, dem er alle seine Werke weihte: „Soli Deo gloria“.

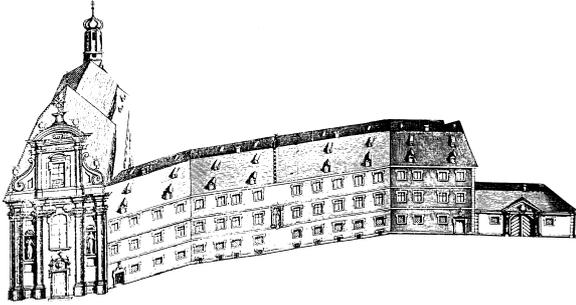
³ Vgl. Hans Urs von BALTHASAR: *Fides Christi*. In: DERS.: *Sponsa Verbi. Skizzen zur Theologie*. Bd. 2. Einsiedeln 1961, S. 45–79, bei dem Hebr 12,2 eine zentrale Rolle spielt (vgl. ebd., S. 56–58).

⁴ Diese treffende, von den gängigen Übersetzungen abweichende Interpretation von *pistos* als „glaubwürdig“ verdanke ich A. VANHOYE (wie Anm. 1) S. 42f.

Gebet

Meine Brüder, schließen wir leise,
damit wir nicht Gottes stilles
und doch so mächtiges Gnadenwort in uns
durch das anmaßend laute
und schwache Menschenwort übertönen.
Sagen wir: „Herr, hilf meinem Unglauben!“,
gib mir die Gnade des Glaubens
an Jesus Christus, unseren Herrn,
sein Evangelium und seine rettende Gnade.⁵

⁵ Karl RAHNER: *Gebete des Lebens*. Hrsg. von Albert RAFFELT. Mit einer Einführung von Karl Kardinal LEHMANN. Freiburg – Basel – Wien 2004 (Beten mit Karl Rahner. 2), S. 178.



Theologische Meditationen – Kleine geistliche Musik
3. März 2007, 16.00 Uhr

Demut

*„Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir;
denn ich bin gütig und von Herzen demütig“ (Mt 11,29)*

Marcel Dupré (1886-1971)

Symphonie-Passion op. 23 (1924):

1. Le monde dans l'attente du sauveur
2. Nativité

– Lesung Mt 11,25-30 –

3. Crucifixion

Theologische Meditation
Professor Dr. Helmut Hopping

Gebet

4. Résurrection

Matteo Venturini, Orgel

Die „Symphonie-Passion“ von Marcel Dupré geht auf eine Improvisation am 8. Dezember 1921 in Philadelphia auf der damaligen weltgrößten Orgel im Kaufhaus Wanamaker zurück. Es waren folgende gregorianische Themen vorgegeben: Jesus redemptor omnium, Adeste fideles, Stabat mater und Adoro te devote. Dupré kam auf die Idee, daraus eine viersätzig Sinfonie über das Leben und Erlösungswerk Jesu Christi zu entwickeln:

Die Welt in Erwartung des Erlösers, Die Geburt, Die Kreuzigung, Die Auferstehung. Die Ausarbeitung der darauf beruhenden Komposition dauerte bis 1924. Am 9. Oktober wurde sie von Dupré in der Kathedrale von Westminster uraufgeführt. Der erste Satz symbolisiert die Weltunordnung vor dem Erscheinen des Erlösers,



bevor der Choral „Jesus redemptor omnium“ unverzerrt erscheint.

Der zweite Satz assoziiert mit Hirtenschalmeien und Marschthematik das Herankommen der Hirten oder der drei Könige. Dazu erscheint das weihnachtliche „Adeste fideles“.

Der dritte Satz beginnt mit mit einem ostinaten synkopischen Leidensmotiv



und baut ein dramatisches Klanggemälde auf, das mit dem „Stabat mater“ endet. Der vierte Satz beginnt mit dem „Adoro te“ (Gotteslob 546) in ganzen Noten im Pedal, das – kanonisch verarbeitet – die verschiedenen Lagen durchwandert und in wuchtigen Akkorden den Satz beschließt.

Demut

Helmut Hoping

In jener Zeit sprach Jesus: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hast. Ja, Vater, so hat es dir gefallen. Mir ist von meinem Vater alles übergeben worden; niemand kennt den Sohn, nur der Vater, und niemand kennt den Vater, nur der Sohn und der, dem es der Sohn offenbaren will. Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt. Ich werde euch Ruhe verschaffen. Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir; denn ich bin gütig und von Herzen demütig; so *werdet ihr Ruhe finden für eure Seele*. Denn mein Joch drückt nicht, und meine Last ist leicht.

(Mt 11,25–30)

In seinen Kalenderpredigten notiert Albert Bitzius alias Jeremias Gotthelf zur Tugend der Demut: „Ein seltsam Wort, man hört es selten mehr, der Zeitgeist hat es verdammt, ein Pfaffen- und Aristokratenwort soll es sein, ein Knebel in des Volkes Mund. Nicht demütig soll der Mensch sein, sondern selbstbewusst: Selbstbewusstsein erhebt den Menschen, Demut erniedrigt ihn, so hallt das neue Feldgeschrei.“ Passt die aus dem 19. Jahrhundert stammende Diagnose noch in unsere Zeit? Ist Demut tatsächlich ein verachtetes und heute vielleicht vergessenes Wort?

Es fällt auf, dass das Wort Demut in der Umgangssprache durchaus noch präsent ist. Dafür zwei kleine Beispiele: Im Protest gegen die Wanderausstellung „Körperwelten“ bescheinigte ein Kritiker dem Plastinator und Leichenaussteller Günter von Hagens mangelnde Demut vor dem Tod. In einem Reiseartikel über eine Fahrt auf einer Wüsten-Landstraße in Chile heißt es: „Die Wüste erzieht zur Demut. Sogar die Autofahrer verhalten sich anders. Niemand rast. Niemand wirft seinen Müll einfach aus dem Fenster.“ Demut ist mehr als Bescheidenheit, mit der sie oft zusammen genannt, aber auch verwechselt wird. Demut ist die Haltung, die davor bewahrt, sich über den anderen zu erheben und sich groß zu machen. Und so gibt es auch die mangelnde Demut vor dem Tod oder der Natur.

Man hat gesagt, die Tugend der Demut sei der ganzen antiken Ethik fremd. Erst in der Bibel erhalte sie positive Bedeutung. Richtig daran ist, dass Demut in der Antike in aller Regel negativ besetzt war. Der Demütige ist hier der Sklave, der Diener, der vor dem Herrn auf die Knie geht, der sich zu ducken hat. Wenn die Demut in der antiken Literatur, selten genug, auch positiv verstanden wird, dann im Sinne bescheidener Lebensführung, die frei ist von Protz. Sonst sind die Demütigen die kleinen Leute, die niedrige Dienste ausüben. Die Demütigen, das sind die Niedergedrückten und Niedergehaltenen. Mit dem Begriff Demut war deshalb in der Antike vor allem die niedere soziale Stellung und Gesinnung verbunden.

Ganz anders spricht die Bibel von der Demut. Gott ist ein Gott der Erniedrigten, heißt es im Buch Judit (Jdt 9,11). Den Weg des Niedrigen und Demütigen zu beugen, das ist Gottes Sache nicht, so erklärt es der Prophet Amos (Am 2,6f). Durch seinen Messias wird Gott den Gedeemütigten Recht verschaffen, so kündigt es der Propheten Jesaja an (Jes 11,3-5). Der Ort des Messias wird nicht oben, bei den

Herrschenden sein, sondern bei den Armen und Niedrigen. In der Schrift begegnet Demut auch als Bescheidenheit (Spr 15,33). Doch zumeist ist die Demütigung der niedrigen Leute im Blick (Am 2,8; 4,1; 8,5f).

In den Armen Israels erkennt die prophetische Tradition nach der Rückkehr aus dem Babylonischen Exil immer stärker die Demütigen, die sich nicht über andere Menschen erheben, die sich fern halten von jeder Gewalttat und ihre Zuflucht bei Gott suchen. Ihnen gilt die Verheißung vom übrig gelassenen Volk, vom Rest, der auf Gottes Hilfe setzt (Zeph 3,11b-13). In der rabbinischen Tradition wird die Demut schließlich zu den Grundeigenschaften des Frommen gezählt. Dazu zählt auch die Maria, die Mutter Jesu. Der Gott, der – so der Lobgesang Mariens – die Niedrigen erhöht und die Mächtigen vom Thron stürzt, er begegnet uns in ihrem Sohn, der gütig und von Herzen demütig ist.

So sagt es Jesus auch von sich selbst. Im zweiten Teil der Lesung, den man den Heilandsruf nennt, spricht Jesus vom „Joch“, das er uns auflegt und das nicht drückt. Er spricht von einer Last, die leicht ist und unsere Seele Ruhe findet lässt, wie es in Aufnahme eines Jeremiaszitates heißt (Jer 6,16). Sprichwörtlich war bei den jüdischen Schriftgelehrten die Rede vom „Joch des Gesetzes“. Wenn Jesus von den schweren Lasten spricht, die die Menschen zu tragen haben, dann meint er nicht die Tora mit ihren zahlreichen Einzelbestimmungen. Die schweren Lasten, unter denen die Geplagten leiden, sind die Lasten, die von den Armen mit ihrem kläglichen Auskommen zu tragen sind.

Der Heilandsruf wäre damit eine pointierte Wiederaufnahme der prophetischen Demutstradition: Mag die eigene Situation auch noch so drückend sein, materiell oder seelisch, was der Mensch von Jesus lernen kann, das sind die Güte und die Demut des Herzens. Sie lassen unsere Seele Ruhe finden, weil sie uns davon befreien, um uns selbst zu kreisen und so Gott und den Mitmenschen aus dem Blick zu verlieren.

Die Tugend der Demut gründet in den von Gott eingegebenen Tugenden des Glaubens und der Liebe. Zum Zentralwort christlicher Spiritualität aber wurde die Demut. „Mutter der Tugenden“ wird sie genannt. Denn wie keine andere Tugend macht uns die Demut, die *humilitas*, Christus ähnlich.

Der große Denunziant der Demut ist Friedrich Nietzsche. Er sieht in ihr ein Zeichen von Schwäche: Die Demut sei die Haltung des getretenen Wurms, der sich krümmt, um so die Wahrscheinlichkeit zu verringern, von neuem getreten zu werden. Anderthalb Jahre vor seinem Tod konterkarierte Nietzsche seine Kritik an der Demut. In Turin sah er auf der Straße, wie ein Droschkenkutscher auf sein Pferd einschlug. In Tränen fiel er dem gequälten Tier um den Hals. Man könnte darin ein Zeichen der Solidarität mit der gedemütigten Kreatur sehen. Nietzsche aber wurde in eine Nervenlinik eingeliefert, wo die Ärzte eine Gehirnparalyse feststellten. Nietzsche nannte sich den ersten vollkommenen Nihilisten Europas. Und ohne Zweifel, er war der schärfste Kritiker des Christentums, den das Abendland hervorgebracht hat. Nietzsche verspottete die christliche Demut als Schwäche.

Doch nicht Schwäche charakterisiert den Demütigen; auch leistet er nicht der Demütigung Vorschub. Demut heißt nicht, den Wert der eignen Person zu leugnen und sich so klein zu machen, auch wenn dies in der Geschichte der christlichen Spiritualität nicht immer klar war. Die Demut verbindet beides, das Bewusstsein

der eigenen Schwäche vor Gott und das Bewusstsein der besonderen Würde, ein Geschöpf und Kind Gottes zu sein. Für die wahre Demut braucht es auch einen sicheren Stand. Nur der kann wahrhaft demütig sein, der auf festem Grund steht, so notierte es Gilbert Keith Chesterton in seiner Verteidigung der Demut gegen die Philosophie des Egoismus.

Mit der Demut ist die Dankbarkeit verbunden für das eigene Dasein, das Dasein des anderen und für das, was wir sonst von Gott empfangen. Wie der erste Teil der Lesung, der Lobpreis des Vaters, dokumentiert, lebte Jesus aus dem Gebet. Das Gebet zu Gott, seinem Vater und das Vertrauen in ihn, gaben ihm die Kraft, den Weg des Leidens zu gehen. Festgemacht im Willen des Vaters ging Jesus seinen Weg ans Kreuz. Der Gekreuzigte ist mehr als das gedemütigte Geschöpf. Er ist nicht der getretene Wurm, der sich krümmt, um nicht von neuem getreten zu werden.

An dieser Stelle ist es nahe liegend, den bekannten Christushymnus aus dem Brief des Apostel Paulus an die Philipper einzuspielen. Auch hier geht es um die Demut. So steht dem Loblied auf Christus eine eindringliche Mahnung an die Gemeinde voran (Phil 2,2.4-5): Seid einmütig, achtet den anderen in Demut höher als euch selbst, schaut nicht auf das Eigene, sondern auf das, was dem anderen dient. So sei ein jeder gesinnt, wie Jesus Christus es war. An diese Paränese schließt der Apostel Paulus das Loblied auf Christus an: „Er, der in göttlicher Gestalt war, hielt nicht daran fest, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen. Er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz.“ (Phil 2,6-8).

In den oft zitierten Eingangsversen des Hymnus wird der Weg des Sohnes in die Niedrigkeit beschrieben. Christus kommt von Gott und geht den Weg nach unten. Er ist sich nicht zu schade für den Dienst eines Sklaven, wie er in der Fußwaschung vor seinem Leiden zum Ausdruck kommt. Jesus erniedrigte sich, nicht um sich selbst zu demütigen, klein zu machen oder zu stigmatisieren. Er ging den Weg ins Leiden in Treue zu seiner Botschaft und zu seinem Leben, das ein Leben für andere war – radikal, ohne Vorbehalt und bis zum bitteren Ende. Im Leiden des Sohnes offenbart sich, so paradox das auch klingen mag, die Liebe des Vaters. Der Herr des Himmels und der Erde hat dieses Geheimnis den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart. Wenn Jesus im Lobpreis des Vaters von den Weisen und Klugen spricht, dann meint er jene, die sich groß machen und über andere erheben und die so für Gottes Liebe und seine Solidarität mit den Erniedrigten und Gedemütigten blind sind.

Der Gegensatz zur Demut ist schon im Alten Testament der Hochmut (Spr 29,23). In der christlichen Tradition avancierte er zur ersten der sieben Hauptsünden: Hochmut, veraltet auch Hoffart, gilt als die Sünde, die den Menschen zu Fall bringt. Das aus biblischer Weisheitstradition stammende Sprichwort (Spr 16,18) bringt es auf den Punkt: „Hochmut kommt vor dem Fall“.

Seit Augustinus gilt der Hochmut, lateinisch *superbia*, deshalb als Ursprung der Sünde. Sich über andere zu erheben, dies bringt den Menschen zu Fall, immer wieder neu. Doch während der Mensch, der sich über andere erhebt, sich von Gott entfernt, findet der Demütige zu ihm zurück. In Gott gewinnt der Demütige sicheren Stand und muss nicht verzweifelt das Eigene höher stellen als das, was dem ande-

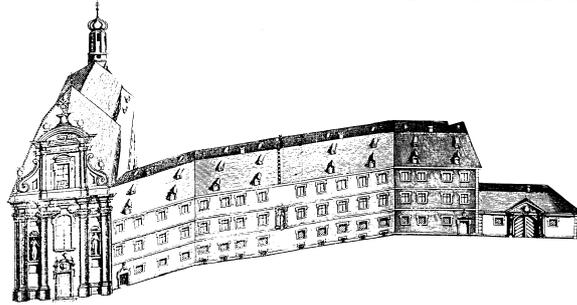
ren dient. So vollendet sich der Anspruch Gottes an den Menschen: „Demütig den Weg mit seinem Gott gehen“ (Micha 6,8) und lernen von dem, der von sich sagt: „Ich bin gütig und von Herzen demütig“ (Mt 11,29b).

In seiner Liebe bis zum Äußersten ist Jesus für uns der Lehrer der Demut geworden, der *magister humilitatis*. Die Demut ist eine spezifisch *christliche* Tugend. Denn wie keine andere macht sie uns Christus ähnlich. Den Glaubenden bringt sie auf den Weg der Nachfolge. Auch wenn die christliche Tugend der Demut heute weithin unverstanden zu sein scheint, aus der Sprache und dem Empfinden der Menschen ist sie doch nicht verschwunden. Es gibt auch heute noch das Sensorium für die Demut. Die Demut ist die Voraussetzung, um den eigenen Narzissmus zu überwinden (Erich Fromm). Wer nicht narzisstisch auf sich selbst fixiert ist, der ist für die Demut nicht taub. Und wer wollte den religiösen Klang überhören, den das Wort Demut bis heute hat.

Gebet

Erbarme dich unser,
erbarme dich unseres Strebens,
dass wir Dir in Liebe und Glaube,
Gerechtigkeit und Demut folgen,
in Selbstzucht und Treue und Mut,
und in Stille dir begegnen.
Gib uns reinen Geist, damit wir dich sehen,
demütigen Geist, damit wir dich hören,
liebenden Geist, damit wir dir dienen,
gläubigen Geist, damit wir dich lieben.

Dag Hammerskjöld (1905-1961)
Zweiter Generalsekretär der UN



Theologische Meditationen – Kleine geistliche Musik
10. März 2007, 16.00 Uhr

Hoffnung

*„Herr, mein Gott, Du bist meine Zuversicht, meine
Hoffnung von Jugend auf“ (Ps 71,5)*

Louis Vierne (1870-1937)

aus der 2. *Symphonie* für Orgel e-Moll op. 20 (1903):

1. Allegro

– Lesung –

2. Choral

Theologische Meditation
Professor Dr. Dr. Thomas Böhm

Gebet

Johann Sebastian Bach (1685-1750):

Toccat und Fuge F-Dur BWV 540

Berthold Labuda, Orgel

Der (fast) blind geborene Louis Vierne war Schüler César Francks und Charles-Marie Widors und wurde 1900 Titularorganist der Kathedrale Notre-Dame in Paris. Zu den heute gespielten Sätzen schreibt Helga Schauerte-Maubouet im „Handbuch Orgelmusik“: „Der temperamentvolle erste Satz, ein Allegro in Sonatenhauptsatzform, stellt seinem kraftvoll energischen Hauptthema ein lyrisches, aber unruhig kreisendes und vorwärts drängendes Seitenthema in der Tonikaparallele gegenüber. Beide werden in der Durchführung miteinander kombiniert und münden nach einer gewaltigen Steigerung, welche mit einer Arabeske über einem Orgelpunkt und einer Tillerkette vom zweifachen piano bis zum dreifachen forte führt, in eine kurze, aber brillante Reprise.

Der zweite Satz (Choral) stellt sein achttaktiges, klassisch geformtes Choralthema als Dialog zwischen Pedal und vierstimmig gesetzten Gamba-Akkorden auf dem Récit vor. Das Choralthema ist aus dem zweiten Thema des ersten Satzes abgeleitet. Ihm steht ein kontrastierendes Thema im 6/8-Takt alternierend gegenüber.“

Bachs Toccata und Fuge F-Dur ist ein ungewöhnlich groß angelegtes Werk. Es beginnt mit einem zweistimmigen Kanon über dem Orgelpunkt F mit anschließendem Pedal-Solo. Beides wiederholt sich auf C und leitet zum vielfach untergliederten Hauptteil über.



Die Doppelfuge hat folgende Themen:

Beide werden gekoppelt und zu einer großen Schlußsteigerung geführt.



Hoffnung

Thomas Böhm

„Herr, mein Gott, Du bist meine Zuversicht, meine Hoffnung von Jugend auf“
(Ps 71,5)

„Die Hoffnung [...] gilt nur Gutem und nur Zukünftigem, und zwar nur solchen Gütern, die den angehen, der die Hoffnung auf sie hegt“ – so schreibt Augustinus in seinem „Enchiridion“. ⁶ Die christlich gedachte Hoffnung lebt einerseits von der Zusage Gottes an den Menschen, dass er der Gott ist, der sich radikal für die Freiheit des Menschen und seine Geschichte einsetzt, der ein Gott ist, der für den Menschen da ist und ihn bzw. das Volk Israel in der Geschichte begleitet. Hoffnung ist aber andererseits auch das Verhalten des Menschen zu sich selbst, seinem Mitmenschen und zu Gott, „eine antwortende Verhaltensweise des Menschen [...] auf die letzte Voll-endung“ hin, um hier mit Karl Rahner zu sprechen. ⁷ Damit steht die Hoffnung in dem Spannungsgefüge der bleibenden Zusage Gottes in der freiheitlichen Geschichte *und zugleich* in der auf die Zukunft hin ausgerichteten Perspektive, die theologisch als Vollendung gedeutet wird. Wie kann jedoch diese Vollendung erreicht werden? Worauf setzen wir unsere Hoffnung?

Besteht dieser Ausgriff des Menschen in einer reinen Sehnsucht des Menschen? Lässt sich Hoffnung, die augustinisch nur dem Guten gilt ⁸, so vollziehen, dass man in sich selbst einkehrt, seine geistigen Fähigkeiten aktiviert, um so befreit zu werden aus einer Welt mit Strukturen des Bösen? „Hoffe und harre aus, bis die Nacht vorübergeht, [...] bis vorübergeht der Zorn des Herrn, dessen Kinder auch wir einst waren, als uns noch Finsternis umhüllte; deren Überbleibsel wir in unserem ‚wegen der Sünde‘ dem Tode verfallenen Körper mitschleppen, ‚bis der Tag anbricht und die Schatten weichen“; so Augustinus in seinen „Bekenntnissen“. ⁹ Ist das der Weg, den wir heute beschreiten sollen?

Wenn wir Christen auf Vollendung hoffen, dann müssen wir konkret einen Beitrag leisten, um in einer pluralen Welt von heute Ver-Antwortung zu übernehmen, d.h. ein Höchstmaß an reflektierten Antworten zu geben. Hoffnung ist hier einerseits Erinnerung, andererseits Lebensgestaltung. Wenn Gott sich in die Geschichte eingemischt hat und dies nach wie vor tut, müssen wir Christen gerade das Unabge-

⁶ Aurelius AUGUSTINUS. *Enchiridion* 2, 8; Übersetzung: *Des heiligen Kirchenvaters Aurelius Augustinus ausgewählte praktische Schriften homiletischen und katechetischen Inhalts* / aus dem Lateinischen übers. von Sigisbert MITTERER. Kempten – München 1925 (Bibliothek der Kirchenväter 1, 49), S. 387-502, hier S. 397.

⁷ Karl RAHNER, Herbert VORGRIMLER: *Kleines Theologisches Wörterbuch*. Freiburg – Basel – Wien ¹⁴1983, S. 194.

⁸ Vgl. den unter Anm. 6 zit. Text.

⁹ AURELIUS AUGUSTINUS: *Bekenntnisse* 13, 14; Übersetzung: *Des heiligen Kirchenvaters Aurelius Augustinus Bekenntnisse* / aus dem Lateinischen übers. von Alfred HOFFMANN. Kempten – München 1914 (Bibliothek der Kirchenväter 1, 18), S. 348.

goldene der Geschichte präsent halten, u.a. auch all das Leid, das Versagen und die Grausamkeit, die durch die Menschen verursacht sind (Walter Benjamin) und ihrer Freiheit entspringen. Gerade wegen unserer Hoffnung dürfen wir nicht vergessen – nicht vergessen, was man im Namen des Christentums anderen Menschen und Völkern angetan hat, nicht vergessen, welche positiven Aspekte und Errungenschaften sich gezeigt haben.

Weil unsere Hoffnung auf Vollendung gerichtet ist, ist Hoffnung auf die Gegenwart bezogen. Sie stellt angesichts unserer Gesellschaft ein Kritikpotential, ein Korrektiv dar. Ist alles erlaubt, was machbar ist (etwa bei den Reproduktionstechniken)? Sind allein ökonomische Maßstäbe und Leistung für den Menschen maßgeblich? So wird etwa im Synodenbeschluss „Unsere Hoffnung“ betont: „Die Gottesbotschaft unserer christlichen Hoffnung widersetzt sich einem schlechthin geheimnisleeren Bild vom Menschen, das nur einen reinen Bedürfnismenschen zeigt, einen Menschen ohne Sehnsucht [...]“.¹⁰ Angesichts der gegenwärtigen globalen Situation erscheint der Traum, ständig neue Bedürfnisse wecken und erfüllen zu können, wie eine Seifenblase, die zerplatzt oder zu platzen droht. Dennoch werden alle möglichen Strategien gefahren, die Lust am Konsum zu stärken, das Ideal einer ewig jungen Gesellschaft zu produzieren usw. Unsere Hoffnung heißt demnach auch Gesellschaftskritik und Verantwortung heute im Umgang der Menschen untereinander und im Umgang mit unserer Umwelt. Gott hatte den Menschen geschaffen – sozusagen als einen Gärtner der Welt, um zu erhalten und zu gestalten. Das Problem sind nicht immer die anderen, die Schuld ist nicht dort zu suchen. Unverbindlich wirkt unsere Hoffnung nur, weil und wenn wir selbst diese Kritikfunktion nicht ausüben. Gerade hier sind wir gefordert, tagaus und tagein.

Hoffnung auf das Gute, wie Augustinus sagt, bewegt sich im Spannungsbogen von Erinnerung der Geschichte und der Lebensbewältigung heute und für die künftigen Generationen. Wer sich gegen einen Menschen vergeht, vergeht sich gegen Gott. Zusammenfassend könnte man mit dem Synodenpapier „Unsere Hoffnung“ sagen: „Das Leiden lernen in einer leidensflüchtigen, apathischen Welt, aber auch die Freude lernen, diesseitiges [!] Vergnügen an Gott und seinen Verheißungen in einer überanstrengten Welt: das gehört nicht zuletzt zu den Sendungen unserer Hoffnung in dieser Zeit und für sie.“¹¹

„Herr, mein Gott, Du bist meine Zuversicht, meine Hoffnung von Jugend auf“, wie der Psalmist sagt.

¹⁰ *Unsere Hoffnung. Ein Beschluß der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn 1975 (Synodenbeschlüsse 18), S. 19.*

¹¹ *Unsere Hoffnung, S. 30 (Hervorhebung Th.B.).*

Gebet

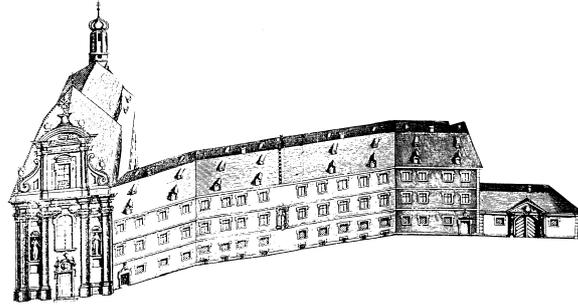
Die ostsyrischen Christen haben uns folgendes Gebet überliefert:

„Beim aufgehenden Morgenlicht preisen wir Dich, Herr;
Denn Du bist der Erlöser der ganzen Schöpfung.
Schenk uns in Deiner Barmherzigkeit einen Tag, erfüllt mit Deinem Frieden.
Vergib uns unsere Schuld.

Lass unsere Hoffnung nicht scheitern.
Verbirg Dich nicht vor uns.
In Deiner sorgenden Liebe trägst Du uns;
Lass nicht ab von uns.
Du allein kennst unsere Schwäche.
Gott, verlass uns nicht.
Amen!“¹²

¹² *Gotteslob*, Nr. 15, 2 (leicht verändert).





Theologische Meditationen – Kleine geistliche Musik
17. März 2007, 16.00 Uhr

Rechenschaft

*„Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen,
der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt“ (1 Petr 3,15)*

Johann Sebastian Bach (1685-1750):
„Sei begrüßet Jesu gütig.“ Partita BWV 768

– Lesung –

„O Mensch, bewein' dein' Sünde groß“ (Orgelbüchlein) BWV 622

Theologische Meditation
Professor Dr. Werner Tzscheetzsch

Gebet

Johann Sebastian Bach:
Contrapunctus XIX.
Aus: Die Kunst der Fuge, BWV 1080

Michele Savino, Orgel

Die Partita über „Sei begrüßet Jesu gütig“ ist die größte und kunstvollste innerhalb dieser Bachschen Werkgruppe. Die Chormelodie wird in elf Variationen – vom Bicinium mit verziertem Cantus bis zum 5-stimmigen Choral „in organo pleno“ bearbeitet.



Der Choral „O Mensch beweine dein Sünde groß“ (Gotteslob 166) wird im „Orgelbüchlein“ in einem reich verzierten Sopran-Melisma über harmonisch oft sehr überraschend geführten Begleitstimmen durchgeführt, die den Klagecharakter dieses Passionsliedes deutlich machen.



Der abschließende Contrapunctus der „Kunst der Fuge“ ist eine dreithematische Fuge, die – als Quadrupelfuge (mit dem Hauptthema des Werks) geplant – unvollendet abbricht. Das dritte Thema beginnt mit dem B-A-C-H-Motiv. H. H. Eggebrecht (Bachs Kunst der Fuge, 1984) deutet das BACH-Motiv mit der folgenden cis-d-Klausel (das Erreichen des Grundtons) nicht als bloße „Signatur“ sondern als die Aussage: „Ich, BACH, bin mit dem ‘Grundton’ verbunden, will und werde ihn erreichen. Genauer ... : Ich, BACH, bin – wie du es bist – das menschliche Dasein ... , der erlösungsbedürftige, im Glauben erlösungsgewisse, aus Gnaden erlöste Mensch“ (S. 15).



Rechenschaft

Werner Tzscheetzsch

„Endlich aber: seid alle eines Sinnes, voll Mitgefühl und brüderlicher Liebe, seid barmherzig und demütig! Vergeltet nicht Böses mit Bösem noch Kränkung mit Kränkung!

Stattdessen segnet; denn ihr seid dazu berufen, Segen zu erlangen. Es heißt nämlich:

*Wer das Leben liebt
und gute Tage zu sehen wünscht,
der bewahre seine Zunge vor Bösem
und seine Lippen vor falscher Rede.
Er meide das Böse und suche das Gute;
Er suche Frieden und jage ihm nach.
Denn die Augen des Herrn blicken auf die Gerechten
Und seine Ohren hören ihr Flehen;
aber das Angesicht des Herrn richtet sich gegen die Bösen.*

Und wer wird Euch Böses zufügen, wenn ihr Euch voll Eifer um das Gute bemüht? Aber auch wenn Ihr um der Gerechtigkeit willen leiden müsst, seid ihr selig zu preisen.

Fürchtet Euch nicht vor ihnen und lasst Euch nicht erschrecken, sondern haltet in Eurem Herzen Christus, den Herrn heilig!

Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt; aber antwortet bescheiden und ehrfürchtig, denn ihr habt ein reines Gewissen.

Dann werden die, die euch beschimpfen, weil ihr (in Gemeinschaft mit) Christus ein rechtschaffenes Leben führt, sich wegen ihrer Verleumdungen schämen müssen. Es ist besser, für gute Taten zu leiden, wenn es Gottes Wille ist, als für böse.“

1 Petr 3,8–17

Für die heutige theologische Meditation habe ich ein Schriftwort gewählt, das – leider oft zu verkürzt – gerade dann in Anspruch genommen wird, wenn es um die Frage nach den Möglichkeiten der Glaubensweitergabe geht; wenn es also um den Glauben an den Gott Jesu Christi unter den Bedingungen unserer Gegenwart und unserer Gesellschaft und um seine Vermittlung geht. Die Rechenschaft, über die Hoffnung, die uns erfüllt, wird als eine praktisch-theologische, ja eine religionspädagogische Tugend offensichtlich gerade dann gerne strapaziert, wenn die pastoralstrategischen Programme an ihre Grenzen stoßen, wenn sich also eine gewisse Hoffnungslosigkeit breit macht. Und diese Hoffnungslosigkeit und Resignation bewirken eine Haltung, die wenig hoffnungsvoll erscheint.

Doch schauen wir erst einmal in Ruhe auf unseren Text: Der Verfasser des ersten Petrusbriefes wendet sich an die christlichen Gemeinden in Kleinasien. Die Christusgläubigen werden – so lässt sich aus dem Brief schließen – wegen ihres Glaubens und ihrer Glaubenspraxis diskriminiert: Verdächtigungen, Misstrauen, Verleumdungen, verletzende Gerüchte, Hass scheinen nichts Ungewöhnliches zu

sein. Wie aber damit umgehen? Die Empfehlung des Briefes lautet: Nicht das Böse mit dem Bösen vergelten, Kränkung nicht mit Kränkung erwidern – kurzum: einen anderen als den gewohnten Lebensstil pflegen, die Spirale der alltäglichen Gewalt durch ein eigenwilliges und ungewohntes Verhalten unterbrechen – einen anderen Lebensstil mitten im Alltag pflegen.

Und wenn dann – und erst dann! – nach dem Grund der Hoffnung gefragt wird, die den anderen als den gewohnten Lebensstil stimuliert, soll es um eine Antwort gehen, die in Bescheidenheit und in Ehrfurcht gegeben wird. Der Text setzt also eine Kommunikation zwischen Christen und ihrer Umwelt voraus, eine Offenheit im Darlegen der Motive und eine Haltung, die die Antwort weder selbstherrlich noch besserwisserisch an die Frau und an den Mann bringt. Die Rede ist da nicht von einer helfersyndromatischen Übermächtigungsstrategie („Ich weiß doch, was für dich gut ist!), die Rede ist nicht von einer Mission ohne Rücksicht auf mögliche Verluste („Wehe, du folgst mir nicht nach!“), die Rede ist nicht von argumentativer Ping-Pong-Spielerei („Wie kann man nur so dumm und verstockt sein!“) – Spielarten des Antwortgebens, die wir aus der Geschichte der Kirche durchaus kennen und die die Spirale der Gewalt in keiner Weise unterbrechen.

Aber taugt diese Empfehlung auch für heute, warum wird das Schriftwort gerade heute so oft ins Spiel gebracht? Und: was sagt es mir?

Anders als zur Zeit in den ersten Jahrhunderten in Kleinasien stelle ich heute für mich in meiner Gesellschaft fest: Glaube, der christliche Glaube hat sich ins Private verkrümmelt, die offene, die öffentliche Auseinandersetzung über die Hoffnung, die Christen bewegt, findet nicht statt. Auch ich werde selten nach meiner Hoffnung gefragt, offensichtlich gibt mein Lebensstil dazu keinen Anlass. Angeblich kehrt die Religion ja wieder – so lese ich allenthalben –, damit aber auch die Frage nach Gott? – so frage ich mich.

Rechenschaft über die Hoffnung zu geben, die in mir ist, konfrontiert mich zunächst mit der Spannung, in der ich lebe. Es ist die Spannung zwischen dem Anspruch der Frohen Botschaft und der Mühsal des Versuchs einer Realisierung in meinem Alltag. Ich habe mehr gelernt, Spannungen vorschnell zu reduzieren, als sie wirklich auszuhalten. Ich habe mehr gelernt, von Idealen zu reden, als von meinem Alltag, ich habe mehr gelernt, zu tarnen und zu täuschen als von meinen Schwierigkeiten mit Gott und meinen Zweifeln an der Kirche zu sprechen, die mich bewegen, ich habe mehr gelernt, zu theologisieren und das wichtiger zu erachten, als ein Zeugnis durch mein Leben zu geben. Und erst recht habe ich nicht gelernt, in der Sprache des Alltags das ins Wort zu bringen, was mich mit Hoffnung erfüllt.

Rechenschaft zu geben, bedeutet für mich zunächst, mich selbst wahrzunehmen, mich selbst anzunehmen, mit all den Spannungen, die in mir sind. Christ sein in nichtchristlicher Umwelt heißt Konfliktfähigkeit. Konflikte verstehe ich dabei nicht im Sinne der Destruktion, sondern als Möglichkeit, Beziehungen zu gestalten. Wenn ich Rechenschaft geben soll, muss ich – so lerne ich aus dem ersten Petrusbrief – bescheiden sein und in Ehrfurcht vor Gott handeln. Rechenschaft zu geben, setzt Beziehungsfähigkeit voraus – also die Bereitschaft, auf Fragen zu hören und keine vorschnellen Antworten zu geben. Dabei bin ich erfüllt von der Gewissheit, dass Gott mich ruft, eigene Entscheidungen zu treffen, selbst zu entscheiden, auf mein Gewissen zu hören und an mir selbst zu arbeiten und an mehr selbst festzuhalten.

Vielleicht ist die größte Herausforderung unseres Textes die, sich des eigenen Selbst-Standes sicher zu werden, sich unabhängig zu machen von vermeintlichen Erwartungen anderer, die Sensibilität dafür zu entwickeln, dass ich etwas wert bin – und das nicht nur aus mir selbst heraus, sondern weil ich mich in meinen Spannungen von Gott ausgehalten weiß und so mich selbst aushalten kann, aber auch die Anfragen aushalten kann. So scheint mir Rechenschaft heute mehr darin zu liegen, das Eigene mich zu sagen trauen, ohne andere zu beurteilen oder gar zu verurteilen – oder: das Eigene gar zum allein gültigen Maßstab zu machen. Zu Recht spricht unser Text vom Mitgefühl, von der Barmherzigkeit, von der Liebe und der Demut. Von Tugenden also, die in dieser Reihe der Theologischen Meditationen auf verschiedene Weise zur Sprache kommen.

Rechenschaft zu geben heißt, von der eigenen Erfahrung zu sprechen, dass manches für mich Sinn macht, was anderen sinnlos erscheint. Zum ersten Mal habe ich das als Zwanzigjähriger erfahren können: Im Zivildienst in einer Freiburger Klinik erschloss sich das Dabeibleiben bei einem sterbenden Menschen für mich in dem Moment, als eine Kollegin zu mir sagte: „Was machen Sie denn da, das macht doch keinen Sinn mehr“. Ich wusste, dass es Sinn macht – aus mir heraus.

Rechenschaft zu geben heißt, den Glauben mit der eigenen Erfahrungswelt in Beziehung zu setzen. Dabei spielen positive und negative Grenzerfahrungen eine nicht unbedeutende Rolle. Wie ist das, richtig verliebt zu sein? Welches Glücksgefühl stellt sich ein, wenn sich herausstellt, dass die Tod bringende Diagnose im Blick auf die Erkrankung des eigenen Kindes sich als falsch erweist? Welche Erfahrungen mache ich mit dem Tod in meiner Umgebung? Und welche Hoffnung lässt mich dies alles aushalten?

Ich bin fest davon überzeugt, dass das Zeugnis für mich als Christ heute besonders darin besteht, dass ich sagen kann: Es muss nichts so bleiben, wie es ist – ich darf noch etwas vom Leben erwarten, ich bin offen für neue Erfahrungen und ich bin gespannt darauf, was kommen wird.

Glaubensweitergabe im Sinne der Rechenschaft über die Hoffnung, die mich erfüllt, ist also alles andere als ein technokratischer Vorgang. Nein, Rechenschaft zu geben, geschieht von Person zu Person. Ich bin dabei unersetzlich und unvertretbar. Nicht egozentrische Selbstverliebtheit ist gefragt, sondern die Haltung, die im ersten Petrusbrief folgendermaßen skizziert wird:

*Wer das Leben liebt
und gute Tage zu sehen wünscht,
der bewahre seine Zunge vor Bösem
und seine Lippen vor falscher Rede.
Er meide das Böse und suche das Gute;
Er suche Frieden und jage ihm nach.*

Dass dieses immer wieder gelingen möge, das ist meine Hoffnung. Und darüber wollte ich heute Rechenschaft geben.

Um alles, was selbstverständlich ist

Laßt uns beten
und unaufhörlich bitten:
um alles, was wir von Herzen wünschen,
um alles, was wir zu brauchen meinen,
bitten wir Gott, er wolle es uns geben.
Um Brot auf dem Tisch, jeden Tag,
um Speise und Trank,
um Kleidung für den Leib,
um eine gute Gesundheit,
um einen sicheren Weg,
um ein bewohnbares Haus für jeden Menschen.
Laßt uns beten
um das Licht unserer Augen,
um die Luft, die wir atmen,
um die Stimme, mit der wir sprechen,
um Sonne und Regen zu seiner Zeit,
um die Keimkraft der Natur.
Laßt uns beten
um all die selbstverständlichen Dinge,
die uns immer wieder gegeben werden
von Gott, unserem Schöpfer und Vater.

Erbitten wir auch,
was wir am meisten brauchen:
die Sympathie und Zuneigung
unserer Mitmenschen.
Wir bitten
um die Treue unserer Freunde,
um die Treue unseres Gottes,
um die Großmut aller,
die wir beleidigt haben,
um die Liebe derer, die wir lieben.
Laßt uns beten
um die sichere Zukunft unserer Kinder,
um glückliche Tage für unsere Alten,
um die Freude an unserer Arbeit,
Geduld bei Mißerfolg,
Friede auf Erden.
Für alle, die Mangel leiden
am Allernotwendigsten,
wollen wir bitten.
Um Genesung unserer Kranken,
um eine neue Chance des Lebens

für die Gescheiterten,
um Vertrauen und Energie
für die Enttäuschten.

Laßt uns beten:

Die verloren umhergehen,
mögen der Freundschaft begegnen,
und den Mißhandelten und Unbegabten
soll Recht widerfahren.

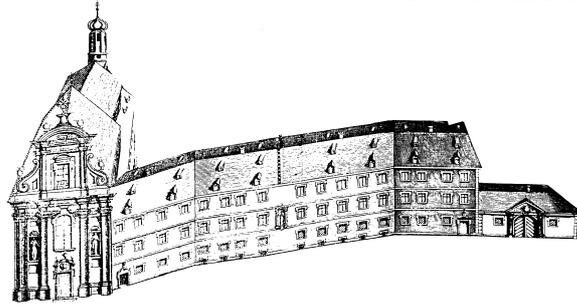
Und laßt uns beten,
daß wir selbst das Gute tun,
daß wir die Wahrheit den Lügen vorziehen,
daß wir einander nicht im Stich lassen,
wenn wir etwas dabei gewinnen,
daß wir nicht übelnehmen, was gut ist,
daß wir einander nicht verleumden
und verspotten.

Zu ihm, der unsere Fragen kennt,
bevor wir sie noch ausgesprochen haben,
beten wir:

Herr, unser Gott,
nimm an unsere Fürbitten
und mach uns bereit
für alles, was von dir kommt
durch Jesus Christus, unseren Herrn.

Aus Huub OOSTERHUIS: *Ganz nah ist Dein Wort – Gebete*, Freiburg 1972.





Theologische Meditationen – Kleine geistliche Musik
24. März 2007, 16.00 Uhr

Gerechtigkeit

*„Gerechtigkeit üben und Recht ist dem Herrn
lieber als Schlachtopfer“ (Spr 21,3)*

Johann Sebastian Bach (1685-1750):
Suite für Violoncello Nr. 3 C-Dur BWV 1009:
Prélude – Allemande – Courante

– Lesung –

Sarabande

Theologische Meditation
Professorin Dr. Ursula Nothelle-Wildfeuer

– Gebet –

Bourrée I und II – Gigue

Dorothee Brunner, Violoncello

Prélude



Allemande



Courante



Sarabande



Bourrée I



Bourrée II



Gigue



Der Beginn des *Prélude* eröffnet mit seinem zweitaktigen Abstieg durch Tonleiter und Dreiklang die ganze Weite des C-Dur-Raumes, bevor dann ein sich steigerndes ständiges Sechzehntel-Fließen einsetzt, das seinen Höhepunkt in Arpeggien über einem Orgelpunkt findet. Kadenzierende Akkorde und Trillerfiguren führen zur Schlußwendung, die genau dem ersten Takt des Satzes entspricht. Der festliche Grundton bleibt auch in den folgenden Sätzen gewahrt: in der fein gegliederten figurenreichen *Allemande*; in der dahinjagenden *Courante*; in der würdig schreitenden und zugleich besinnlich verweilenden *Sarabande*; schließlich in der mit virtuellen Effekten und Kunstgriffen gespickten *Gigue*, die mit ihrer entschlossenen auf-fahrenden Anfangsgeste der deutlichen Abwärtsbewegung der ersten drei Satzanfänge entgegensteht. Entspannt und spielerisch klingen die beiden *Bourrées*, deren zweite den Bewegungsfluß nach c-Moll wendet. (nach A. WERNER-JENSEN: *Reclams Musikführer J. S. Bach*. Bd. 1. 1993)

Gerechtigkeit

Ursula Nothelle-Wildfeuer

„Gerechtigkeit üben und Recht ist dem Herrn lieber als Schlachtopfer“ (Spr 21,3). Dieser Vers ist dem Buch der Sprüche entnommen, das zur alttestamentlichen Weisheitsliteratur gehört. Er lädt uns ein, auf weitere Verse des Alten Testaments zu hören. Der Prophet Hosea formuliert ganz ähnlich: „Liebe will ich, nicht Schlachtopfer, / Gotteserkenntnis statt Brandopfer.“ (Hos 6,6)

Im Psalm 40 heißt es:

„An Schlacht- und Speiseopfern hast du kein Gefallen, / Brand- und Sündopfer forderst du nicht. Doch das Gehör hast du mir eingepflanzt.“ (Ps 40,7) Und in Psalm 51 betet der Psalmist: „Schlachtopfer willst du nicht, ich würde sie dir geben; / an Brandopfern hast du kein Gefallen.“ (51,18)

Durch den Propheten Jesaja fragt der Herr: „Was soll ich mit euren vielen Schlachtopfern?“ (Jes 1,11), bei Jeremia lesen wir ähnlich:

„Was soll mir der Weihrauch aus Saba / und das gute Gewürzrohr aus fernem Land? Eure Brandopfer gefallen mir nicht, / eure Schlachtopfer sind mir nicht angenehm.“ (Jer 6,20)

Stattdessen wird die Suche und das Streben nach Gerechtigkeit hervorgehoben: So steht im 1. Buch Samuel geschrieben: „Der Herr wird jedem seine Gerechtigkeit und Treue vergelten.“ (1 Sam 26,23)

So vertraut der Beter in Psalm 11: „Denn der Herr ist gerecht, er liebt gerechte Taten; / wer rechtschaffen ist, darf sein Angesicht schauen.“ (Ps 11,7)

Schließlich lesen wir im Buch der Sprüche: „Wer in der Gerechtigkeit fest steht, erlangt das Leben, / wer dem Bösen nachjagt, den Tod.“ (Spr 11,19) „Ein Gräuel ist dem Herrn der Weg des Frevlers, / wer aber der Gerechtigkeit nachjagt, den liebt er.“ (Spr 15,9). Und „Wer nach Gerechtigkeit und Güte strebt, / findet Leben und Ehre.“ (Spr 21,21)

Lassen wir die Worte der Heiligen Schrift in uns nachklingen.

1. Gerechtigkeit statt Schlachtopfer

„Gerechtigkeit üben und Recht ist dem Herrn lieber als Schlachtopfer“ (Spr 21,3). Schlachtopfer – das ist das, was das Gesetz bestimmt, die Vorschrift, verfasst und niedergeschrieben, deren Einhaltung streng gefordert ist. Darin – so der Glaube des Volkes Gottes – liegt die Möglichkeit, Gott zu dienen, eine gestörte Ordnung wiederherzustellen, Sühne zu üben, Gott zu versöhnen, ihn den Menschen gewogen zu machen; letztlich liegt darin die Garantie des Bundes – somit das Heil.

Allerdings finden wir bereits im Alten Testament immer wieder Stellen, die das Gesetzeswerk und die einzelnen Gesetze in ihrer Heilsbedeutung zu relativieren scheinen. Beim Volk Israel wächst der Glaube, dass die neue Zukunft ausschließlich von einem neuen Heilshandeln Gottes zu erwarten ist. Zudem kommt die Überzeugung auf, dass Hingabe, Gebet, Demut u.a. auch als gottgefällige Opfer gelten. Von daher wissen sowohl die im Buch der Sprüche entfaltete Weisheit als auch der Psalmist zu berichten und verkünden es auch, dass es Größeres und dem Herrn Wichtigeres und sogar Lieberes gibt als Schlachtopfer: „Schlachtopfer

willst du nicht, ich würde sie dir geben; / an Brandopfern hast du kein Gefallen. Das Opfer, das Gott gefällt, ist ein zerknirschter Geist, / ein zerbrochenes und zer-
schlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verschmähen“ heißt es in Psalm 51,18 f.

Dahinter steht wohl die Erfahrung, die die Menschen des Alten Testaments gemacht zu haben scheinen, dass Gesetzeserfüllung um ihrer selbst willen l'art pour l'art bleibt, weder Gottes- noch Menschendienst ist. Gottesdienst macht also, so könnte man zugespitzt sagen, nur dann Sinn, wenn er zugleich Menschendienst ist. Schlachtopfer, die diesen Zusammenhang nicht verlebendigen, sind dem Herrn *nicht* gefällig.

Höchst eindrucksvoll bringt der Prophet Amos dies mit drastischen Worten zum Ausdruck: „Ich hasse und verwerfe eure Feste und habe kein Wohlgefallen an euren Festversammlungen. Denn bringt ihr mir Brandopfer dar ... an euren Speiseopfern habe ich kein Gefallen, und das Opfer eurer Mastkälber sehe ich nicht an. Hinweg von mir mit dem Lärm eurer Lieder! Das Spiel eurer Harfen will ich nicht hören. Wie Wasser flute das Recht, und die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach!“ (Am 5,21–24).

2. Gerechtigkeit – Herausforderung zur Profilbildung

Das Gesetz macht es den Menschen, was die Frage der Umsetzung angeht, in gewisser Weise leicht: Es ist eindeutig, kasuistisch. Abgesehen davon, dass es uns Menschen schwer fällt, Gesetze einzuhalten – der, der es schafft, die entsprechende Vorschrift zu befolgen, darf erwarten, dass ihm daraus mit einer gewissen Notwendigkeit das Heil erwächst. Im Blick auf die Gerechtigkeit wird es jedoch schwieriger: nur vage und unbestimmt erfahren wir, was gemeint ist, wenn von Gerechtigkeit die Rede ist.

Was im Alten Testament anklingt, gilt zu jeder Zeit – damals wie heute. Bei den Gesetzen der Juden wie bei uns heute gibt es zu den Gesetzen Ausführungsbestimmungen. Aber: Gerechtigkeit ist zunächst ein Abstraktum.

Sicher: Gerechtigkeit wird in der Tradition der Theologie und der Philosophie als die höchste der Tugenden angesehen: „Die alte Lebenslehre ... besagt, der Mensch stelle sein wahres Wesen am reinsten dar, indem er gerecht sei; unter den drei im engeren Sinn sittlichen Tugenden (Gerechtigkeit, Tapferkeit, Maß) sei die Gerechtigkeit die höchste; der gute Mensch sei vornehmlich der Gerechte.“¹³ In der *Summa theologiae* des Thomas von Aquin wird zum Beweis auf Cicero verwiesen, bei dem wir lesen können: „Auf Grund von Gerechtigkeit vor allem werden Männer gut genannt“, „in ihr ist der Glanz der Tugend am größten.“¹⁴ Diese vorchristliche Weisheit findet dann ihre christliche Bestätigung darin, dass die Heilige Schrift mehr als dreihundert Mal von der Gerechtigkeit spricht oder vom Gerechten, worunter sie nichts anders versteht als das Gute und das Heilige bzw. den ‚Guten‘ und den ‚Heiligen‘ schlechthin.

¹³ Josef PIEPER: *Über die Gerechtigkeit*. München 1965, S. 51.

¹⁴ THOMAS VON AQUIN: *Summa theologiae* IIa, IIae, q. 58 a.3.

Das zeigt die überaus große Bedeutung, die der Gerechtigkeit zukommt, ist aber in keiner Weise eine „Ausführungsbestimmung“.

Wie gesagt: Gerechtigkeit ist ein Abstraktum, vergleichbar mit einem Schlüsselrohling, der als Rohling vielleicht in ein Schlüsselloch passt, aber nicht schließt und öffnet. Vielmehr muss für jedes Schlüsselloch ein spezifisches Profil angepasst und gearbeitet werden. Das Profil der Gerechtigkeit ist nun nicht nach einer Schablone anzufertigen, ergibt sich nicht aus einer Kasuistik, nicht aus einem Wenn-dann-Zusammenhang, sondern ist von uns individuell im Hinblick auf individuelle Problemlagen, auf die Herausforderungen der Situation hin zu schärfen.

3. Gerechtigkeit – als „Rohling“ von Gott gegeben

Gerechtigkeit hat der Herr lieber als Schlachtopfer – das Alte und Neue Testament bezeugen uns die Gerechtigkeit zunächst als einen Wesenszug Gottes: Gerechtigkeit lässt Gott, der Herr, den Menschen gegenüber walten. Gerechtigkeit – von Gott geschenkt – Gott hat seine Gerechtigkeit uns zuteil werden lassen, das meint seine unbegrenzte Güte, seine immer wieder neue Zuwendung zum Menschen, seine Sorge um sein Volk, das er aus der Gefangenschaft in Ägypten führte, das er aus der Hand seiner Feinde rettete, das er ins verheißene Land führte, dem er schließlich, als die Fülle der Zeit gekommen war, seinen Sohn als Messias, als Retter und Erlöser schickte. *Er ist* der Gerechte und zeigt damit den Menschen, dass die Gerechtigkeit Gottes letztlich seine unendliche Güte, Barmherzigkeit und Liebe ist.

Aber: Gerechtigkeit in den Augen Gottes entspricht nicht immer dem menschlichen Gerechtigkeitsempfinden. Dies zeigt nur allzu deutlich die Empörung vieler Menschen angesichts der neutestamentlichen Gleichniserzählung von den Arbeitern im Weinberg: Wenn alle Arbeiter den gleichen Lohn bekommen, egal wie lange sie gearbeitet haben, stört das unser Gerechtigkeitsempfinden deutlich. Ist das gerecht? Oder gar göttliche Gerechtigkeit? Das Gleichnis lehrt uns: *sie ist es* – und *so ist sie*.

Konkret bedeutet das: Gerechtigkeit muss – und das ist entscheidend – immer liebe-volle Gerechtigkeit sein. Denn Gott hat, so sagt uns dieses Gleichnis, immer zugleich beides im Blick, die gerechte Erfüllung seiner Verheißung (im Gleichnis: der Lohn, der Denar) und den liebevollen Vollzug dessen auch an denen, die nach menschlichen Gerechtigkeitsvorstellungen darauf keinen Anspruch hätten. Gottes Gerechtigkeit ist eben keine Leistungsgerechtigkeit – wer würde dann noch bestehen können?

So spricht Papst Benedikt XVI. in seiner Enzyklika „Deus caritas est“ vom „Zuerst Gottes“¹⁵. Das ist zwar in seinen Ausführungen auf die Liebe Gottes bezogen, wenn aber Gerechtigkeit immer liebe-volle Gerechtigkeit ist, dann gilt diese Aussa-

¹⁵ Enzyklika *DEUS CARITAS EST* von Papst Benedikt XVI. an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die gottgeweihten Personen und an alle Christgläubigen über die christliche Liebe. 25. Dezember 2005. Bonn 2006 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles 171), Nr. 17, S. 25.

ge auch in Bezug auf die Gerechtigkeit. Gott schenkt uns sein Heil, seine Güte, seine Gerechtigkeit – ohne jede Bedingung. Sein göttliches Handeln geht allem menschlichen Denken und Handeln voraus. „Gut sein“ im Sinne von „Gerecht-Sein“ des Menschen ist nicht das Erste, ist nicht die Bedingung für Gottes heilvolle Zuwendung und Erlösung. Gott erwartet nicht zunächst ein menschliches Handeln in Gerechtigkeit. Wenn Sie so wollen, „Göttliche Heilsethik“ funktioniert eben anders: Sie geht davon aus, dass, wer sich bedingungslos, „vorleistungsfrei“ von Gott angenommen weiß, wer um die geschenkte göttliche Gerechtigkeit weiß, von sich aus darauf antwortet und sich gedrängt fühlt, diese liebe-volle Gerechtigkeit weiterzugeben.

4. Gerechtigkeit in unvollkommenem, aber ständigem Bemühen

„Gerechtigkeit üben und Recht ist dem Herrn lieber als Schlachtopfer“ – die Erfahrung des Volkes Gottes im Laufe seiner Geschichte zeigt, dass alles menschliche Bemühen um Gerechtigkeit unvollkommen und Stückwerk bleibt. Bei aller noch so intensiven menschlichen Anstrengung erreichen wir keine vollkommene Gerechtigkeit aus unseren eigenen Kräften, aber – und das ist eine ungeheuer große Entlastung – wir *müssen* diese Vollkommenheit aber auch nicht erreichen. Die Vollendung unseres Bemühens um Gerechtigkeit – so die Zusage des Herrn – wird uns geschenkt, bleibt Gabe des am Ende der Zeiten wiederkehrenden Herrn. Das aber darf uns Menschen nicht dazu führen, die Hände in den Schoß zu legen und untätig zu bleiben, über ungerechte Verhaltensweisen, Zustände und Strukturen einfach hinwegzusehen. Nicht umsonst heißt es in dem Wort aus dem Buch der Sprüche: „Gerechtigkeit *üben* ... ist dem Herrn lieber als Schlachtopfer“. Uns immer wieder neu in der Tugend der Gerechtigkeit zu versuchen, uns immer wieder neu für Gerechtigkeit einzusetzen, das gefällt dem Herrn, das erwartet er von uns – gleichwohl er nur zu gut um unsere Unvollkommenheit weiß. Es ist an uns, dem von Gott gegebenen „Schlüssel“ Gerechtigkeit Profil zu geben, damit er uns und allen, die suchend unterwegs sind, den Zugang zu den Menschen und zu Gott aufschließe.

5. Gerechtigkeit üben als Gottesdienst

„Gerechtigkeit üben und Recht ist dem Herrn lieber als Schlachtopfer“ – das Alte Testament lehrt uns damit etwas für unsere Praxis der Gerechtigkeit ganz Wesentliches: Gerechtigkeit üben ist Gottesdienst. Es ist nicht etwas dem Eigentlichen der Frohen Botschaft Nachgeordnetes, sondern gehört in die Mitte der Beziehung zu Gott.

Unverzichtbar und verpflichtend für die Christen und die Kirche ist mithin die Sorge um Gerechtigkeit für die Menschen, speziell für die Armen und die an den Rand der Gesellschaft Gedrängten, für die Macht- und Mittellosen, für die Kranken und Alten, für die Kinder und die, die keinen haben, der sich für sie, ihre Würde, ihre

Rechte und ihr Wohl einsetzt. Damit gewinnt Gerechtigkeit im Sinne des Herrn unter den Menschen Profil, wird zu einem Schlüssel zum Gottesreich. Das gerechte Tun der Menschen als Konsequenz aus der Botschaft vom guten und gerechten Gott ist darum nicht eine Art Wohlfahrtsaktivität, die man genauso gut und getrost auch anderen überlassen könnte.¹⁶ Der Dienst der Menschen in Gerechtigkeit und Liebe *ist der* „Dienst der großen Bewegung Gottes auf die Welte hin“¹⁷. Menschliche Gerechtigkeit ist – so defizitär und unvollkommen sie auch sein mag – Menschen- und zugleich Gottesdienst.

6. Gerechtigkeit und Liebe

Gerechtigkeit muss immer liebe-volle Gerechtigkeit sein. Das bedeutet, dass unser menschliches Bemühen um ein Mehr an Gerechtigkeit immer der Ergänzung durch das Prinzip der Liebe bedarf – hier kommt eine spezifisch christliche Dimension ins Spiel –, um so ihren eigentlichen Sinn entfalten zu können.

Um die Beziehung zwischen Gerechtigkeit und Liebe zu klären, spricht der Sozialethiker Nikolaus Monzel von der „Liebe als Sehbedingung der Gerechtigkeit“¹⁸; Benedikt XVI. nennt „das ‚sehende Herz‘“ das „Programm des Christen“.¹⁹ Gerechtigkeit, soziale Gerechtigkeit, muss mehr als Leistungs- und Sachgerechtigkeit bezwecken, sie beschränkt sich nicht auf Gleichheit im Bereich der Sachgüter. Vielmehr muss sie immer liebevolle Gerechtigkeit sein und Menschen dazu bringen, einander in dem Wert zu begegnen, den der Mensch selbst in der ihm eigenen Würde darstellt und der sich nicht verrechnen lässt.

Der Einsatz für Gerechtigkeit als umfassende Sorge um den Menschen in seiner Würde erweist sich als zutiefst christliche Pflicht: Die Botschaft Jesu will nicht nur bezeugt werden in der Verkündigung des Wortes (*martyria*) und in der Feier des Gottesdienstes und der Sakramente (*leiturgia*), sondern genauso im Handeln der Menschen (*diakonia*).

Dabei machen wir Menschen in dem Bemühen darum, dem Gerechtigkeitsanspruch Gottes zu genügen, immer wieder zwei Erfahrungen: zum einen die unseres eigenen Versagens, zum anderen die der Ablehnung – wenn wir uns für Gerechtigkeit engagieren, stoßen wir nicht nur auf ungeteilte Zustimmung.

Dennoch: es bleibt: „Gerechtigkeit üben und Recht ist dem Herrn lieber als Schlachtopfer.“

Und schließlich die Zusage der Seligpreisung Jesu aus der Bergpredigt. „Selig, die verfolgt werden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich“ (Mt 7,10).

¹⁶ Vgl. *Deus caritas est*, Nr. 25; S. 33f.

¹⁷ Paul WEHRLE: *Seelsorge aus gelebter Communio. Zum Anliegen einer „kooperativen Pastoral“*. Freiburg 1998 (Freiburger Texte. 32), S. 13.

¹⁸ Nikolaus MONZEL: Die Sehbedingung der Gerechtigkeit. In: DERS. (Hrsg.): *Solidarität und Selbstverantwortung. Beiträge zur christlichen Soziallehre*. München 1960, S. 53–71, hier S. 67.

¹⁹ *Deus caritas est*, Nr. 31; S. 47.

Gebet

Psalm 51: Bitte um Vergebung und Neuschaffung

Gott, sei mir gnädig nach deiner Huld, / tilge meine Frevel nach deinem reichen Erbarmen!

Wasch meine Schuld von mir ab / und mach mich rein von meiner Sünde!

Denn ich erkenne meine bösen Taten, / meine Sünde steht mir immer vor Augen.

Gegen dich allein habe ich gesündigt, / ich habe getan, was dir missfällt. So behältst du recht mit deinem Urteil, / rein stehst du da als Richter.

Denn ich bin in Schuld geboren; / in Sünde hat mich meine Mutter empfangen.

Lauterer Sinn im Verborgenen gefällt dir, / im Geheimen lehrst du mich Weisheit.

Entsündige mich mit Ysop, dann werde ich rein; / wasche mich, dann werde ich weißer als Schnee.

Sättige mich mit Entzücken und Freude! / Jubeln sollen die Glieder, die du zerschlagen hast.

Verbirg dein Gesicht vor meinen Sünden, / tilge all meine Frevel!

Erschaffe mir, Gott, ein reines Herz / und gib mir einen neuen, beständigen Geist!

Verwirf mich nicht von deinem Angesicht / und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir!

Mach mich wieder froh mit deinem Heil / mit einem willigen Geist rüste mich aus!

Dann lehre ich Abtrünnige deine Wege / und die Sünder kehren um zu dir.

Befrei mich von Blutschuld, Herr, du Gott meines Heiles, / dann wird meine Zunge jubeln über deine Gerechtigkeit.

Herr, öffne mir die Lippen / und mein Mund wird deinen Ruhm verkünden.

Schlachtopfer willst du nicht, ich würde sie dir geben; / an Brandopfern hast du kein Gefallen.

Das Opfer, das Gott gefällt, ist ein zerknirschter Geist, / ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verschmähen.

In deiner Huld tu Gutes an Zion; / bau die Mauern Jerusalems wieder auf!

Dann hast du Freude an rechten Opfern, / an Brandopfern und Ganzopfern, / dann opfert man Stiere auf deinem Altar

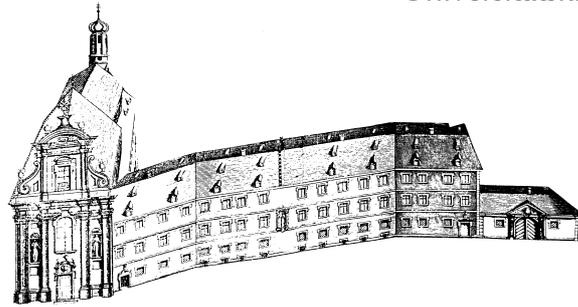
Stellen wir uns am Ende dieser Meditation alle unter den Segen Gottes:

Der Herr segne dich und behüte dich.

Der Herr lasse sein Angesicht über dich leuchten und sei dir gnädig.

Der Herr wende sein Angesicht dir zu und schenke dir Heil.

(Num 6,24-26)



Theologische Meditationen – Kleine geistliche Musik
31. März 07, 16.00 Uhr

Liebe

*„... am größten unter ihnen ist die Liebe“
(1 Kor 13,13)*

Johann Sebastian Bach (1685-1750):

Praeludium G-Dur BWV 541,1

– Lesung –

Maurice Duruflé (1902-1986)

Ubi caritas. Aus: Quatre motets sur des thèmes grégoriens, op. 10,1

Jochen Bösch (*1977)

Improvisation über das gregorianische Thema „Ubi caritas et amor“

Theologische Meditation

Professor Dr. Eberhard Schockenhoff

Charles-Marie Widor (1844-1937)

Adagio, aus der 5. Symphonie op. 42, 5

Felix Mendelssohn Bartholdy (1809-1847)

Allegretto aus der 4. Sonate in B-Dur, op. 65, 4

– Gebet –

Johann Sebastian Bach

Fuga G-Dur BWV 541,2

Jochen Bösch, Orgel

Die Theologische Meditation wird durch Praeludium und Fuge G-Dur von J. S. Bach gerahmt, einem der strahlendsten Orgelwerke des Thomaskantors. Das Praeludium beginnt mit einstimmigen Laufwerk aus gebrochenen Akkorden und Tonleitern das später kombiniert wird „mit den harmonischen Stationen und der weiträumigen, homophon geprägten Gestik eines Konzertsatzes“ (M. Kube). Die Fuge hat tänzerischen Charakter.

J.S. Bach: Praeludium BWV 541. Vivace



Fuge



Duruflés vierstimmige Mottete basiert auf dem Thema:

Ubi caritas et amor (nach Duruflé)



Das meditative Adagio, dessen Sopranmelodie im Pedal kanonisch aufgenommen wird, steht in Widors Sinfonie vor der bekannten Toccata. Hier folgt das Allegretto aus Mendelssohn-Bartholdys 4. Orgelsonate – eine ausschwingende Melodie wird von Figurenwerk der Unterstimmen begleitet.

Ch.M. Widor: Adagio



F. Mendelssohn-Bartholdy: Allegretto



Liebe

Eberhard Schockenhoff

Wenn ich in den Sprachen der Menschen und Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich dröhnendes Erz oder eine lärmende Pauke. Und wenn ich prophetisch reden könnte und alle Geheimnisse wüsste und alle Erkenntnis hätte; wenn ich alle Glaubenskraft besäße und Berge damit versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich nichts. Und wenn ich meine ganze Habe verschenkte, und wenn ich meinen Leib dem Feuer übergäbe, hätte aber die Liebe nicht, nützte es mir nichts. Die Liebe ist langmütig, die Liebe ist gütig. Sie ereifert sich nicht, sie prahlt nicht, sie bläht sich nicht auf. Sie handelt nicht ungehörig, sucht nicht ihren Vorteil, lässt sich nicht zum Zorn reizen, trägt das Böse nicht nach. Sie freut sich nicht über das Unrecht, sondern freut sich an der Wahrheit. Sie erträgt alles, glaubt alles, hofft alles, hält allem stand. Die Liebe hört niemals auf. Prophetisches Reden hat ein Ende, Zungenrede verstummt, Erkenntnis vergeht. Denn Stückwerk ist unser Erkennen, Stückwerk unser prophetisches Reden; wenn aber das Vollendete kommt, vergeht alles Stückwerk. Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, dachte wie ein Kind und urteilte wie ein Kind. Als ich ein Mann wurde, legte ich ab, was Kind an mir war. Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich unvollkommen, dann aber werde ich durch und durch erkennen, so wie ich auch durch und durch erkannt worden bin. Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; doch am größten unter ihnen ist die Liebe.

(1 Kor 13,1-13)

Es gibt in der Gedankenwelt des Christentums, ganz gleich von welchem konfessionellen oder theologischen Standort aus man in diese einzudringen versucht, keinen einzigen Satz, der unabhängig von dem Ur-Geschehen der Liebe wahr wäre, das sich von Ewigkeit her in höchster Aktualität im Leben des dreieinigen Gottes ereignet und dessen Spuren sich noch in der am weitesten von diesem Gravitationszentrum aller Wirklichkeit entfernten Stufe des Seins finden. Kein Engel, kein Mensch, kein Tier, nicht ein lebloses Ding gibt es in der Ordnung des ganzen Universums, das nicht allein kraft seines Daseins in dieser geschaffenen Welt die unverlierbare Signatur der Liebe an sich trägt, die es aus dem Nichts hervorgerufen hat.

Das Sein noch der letzten Bausteine des Lebendigen und der materiellen Dinge, aus denen aller Reichtum der Wirklichkeit entsteht, ist nach christlichem Verständnis nichts anderes als der ferne Widerhall der schöpferischen Ur-Tat der göttlichen Liebe, durch die alles Dasein zuallererst entstanden ist. Der einzige Grund dafür, dass es geschaffenes Sein überhaupt gibt, ist die ewige Liebe Gottes zu der unendlichen Gutheit seines eigenen trinitarischen Wesens. Alle Kreatur hat in diesem Ur-Akt der göttlichen Selbstbejahung ihren Ursprung und ihre bleibende Herkunft, so dass die Schöpfung im formenreichen Spiel ihrer Variationen zum Prisma der unendlichen Liebe Gottes wird. Das aber heißt: Im innersten Grund aller Wirklichkeit sieht der christliche Glaube kein dumpfes Schicksal, kein ziellos pulsierendes Chaos, nicht die launische Allmacht eines despotischen Wesens, sondern den lebendigen Austausch der göttlichen Liebe. Wenn die Wirklichkeit im ganzen als die freie Schöpfung des Gottes gedacht wird, der in sich selbst Liebe ist, dann kann auch unser menschliches Dasein, allein aufgrund der Ur-Gegebenheit seines Da-

Seins, noch bevor es sich auf der Ebene der Freiheit zum Guten oder zum Bösen bestimmt, als Geschenk und Antwort der Liebe verstanden werden. Der erste Satz, der sich in einer theologischen Reflexion über die Liebe einstellen muss, konfrontiert den Menschen nicht mit steilen Idealen oder unerreichbaren Forderungen. Er lädt ihn vielmehr ein, sein eigenes Dasein und das aller anderen Geschöpfe zu bejahen und in sich selbst sowie im Angesicht seines Nächsten einen Widerschein der unendlichen Schönheit und Gutheit Gottes zu entdecken. Jeder von uns ist für Andere Grund zur Freude.

Er ist um seiner selbst willen liebenswert, weil er in seinem geschöpflichen Sein etwas von der unendlichen Gutheit des dreieinigen Gottes widerspiegelt, der in sich selbst Liebe ist. Die Achtung und Liebe, die jedem Menschen allein deshalb gebührt, weil er von Gott angeredet und zur Gemeinschaft mit ihm berufen ist, gilt ihm dabei ohne Rücksicht auf einen inneren oder äußeren Wert, den er in der menschlichen Gesellschaft haben mag. Sie gilt ihm auch dann noch, wenn er seine natürliche Anziehungskraft verloren hat und nur noch für den liebenswert erscheint, der ihn mit den Augen Gottes zu sehen versteht.

An dieser Stelle zeigt sich freilich ein bedeutsamer Unterschied zwischen der Liebe Gottes zu uns Menschen und der Antwort, die wir darauf geben, indem wir Gott in unserem Nächsten zu lieben versuchen. In ihrer kreatürlichen Grundform ereignet sich menschliche Liebe zwischen zwei Personen, die füreinander liebenswert sind; sie richtet sich auf ein Gegenüber, das sie in irgendeiner Weise als anziehend erfährt. Insofern ist menschliche Liebe immer hervorgerufene und antwortende Liebe, die in der Gutheit des anderen als Person ihren Grund findet. Die göttliche Liebe, die uns Menschen und unsere Welt aus dem Nichts ins Dasein gerufen hat, findet kein solches Gegenüber vor. Sie erschafft das geliebte Gegenüber erst, indem sie liebt; sie macht zu allererst liebenswert, was außerhalb solcher Liebe ganz und gar nicht liebenswert wäre. Dieser Unterschied, wonach die Liebe Gottes immer „erste“ und „rufende“ Liebe ist, während die menschliche Liebe der Anziehungskraft des anderen antwortet, darf nach christlichem Verständnis freilich nicht absolut gesetzt werden. Auch die menschliche Liebe muss als wirklicher Nachvollzug der Liebe Gottes gedacht werden, der auch an deren *schöpferischer* Bewegung Anteil gewinnt. Echte Liebe ist nie *nur* Antwort oder Reaktion, sondern immer *auch* Entdeckung und Überraschung, die das Gute, Schöne und Liebenswerte am anderen zwar nicht hervorruft, aber doch aufdeckt, zutage fördert und so der Verborgenheit entreißt.

Unter den verschiedenen Erscheinungsformen der Liebe, der erotischen Liebe, der breit gefächerten Palette mitmenschlicher Sympathie, den Stilformen persönlicher Freundschaft, der Liebe zum nahen und fernen Mitmenschen und schließlich der besonderen Solidarität mit dem leidenden und schwachen Nächsten, zeigt sich allerdings ein bedeutsamer Unterschied. Keine andere Gestalt menschlicher Liebe vermag die schöpferische Ur-Dynamik der göttlichen Liebe, in der Selbstbejahung und Annahme des anderen in eins fallen, so spontan nachzuvollziehen, wie die erotische Liebe zwischen Frau und Mann. Sie ist zwar nicht mit der Liebe schlechthin identisch, aber dennoch wird in ihr das, worauf Liebe immer und eigentlich aus ist, nämlich das eigene Dasein und das des anderen zugleich zu bejahen, am elementarsten erlebt. So vollkommen mühelos und spielerisch, getragen

von der „ungeheueren Leichtigkeit des Seins“ (*Milan Kundera*), gelingt es uns endlichen Menschen in keinem anderen Lebensbereich, den anderen „wie uns selbst“ anzunehmen und die zweckfreie Bejahung unseres gemeinsamen Daseins auszudrücken. Nirgends sonst auch wird der Geschenkcharakter der Liebe so unmittelbar und intensiv erfahren, wobei das größte Staunen der Tatsache gelten muss, dass in der erotischen Liebe ohne weiteres in eins fällt, wozu es in allen anderen Formen der Liebe großer Anstrengung bedarf: das spontane Geliebtwerden und das ebenso spontane Liebendürfen.

Dass die spontane Bejahung des eigenen Daseins und die Annahme des anderen im Akt der Liebe zwanglos übereinstimmen, begründet jene Sonderstellung der erotischen Liebe, die sie zum besonderen Glücksfall unter allen Arten der Liebe macht. Überall dort, wo die Liebe zum Nächsten sich auf mitmenschliche Sympathie, auf notwendige Solidarität angesichts eines gemeinsamen Schicksals oder auch auf das Wissen um beiderseitige Abhängigkeit stützen kann, erfährt sie in ähnlicher Weise eine Verstärkung durch Neigung, Interesse oder vernünftiges Abwägen. Die Forderungen der Nächstenliebe scheinen darin noch nicht über jenen Bereich eines vernünftigen Altruismus hinauszugehen, der sich als langfristige Strategie der eigenen Interessenwahrnehmung ohnehin nahe legt.

Das biblische Liebesgebot weist mit seiner Forderung, den Nächsten „wie sich selbst“ zu lieben, jedoch deutlich über den Gedanken einer begrenzten Gefahrengemeinschaft für Ausnahmesituationen oder langfristig kalkulierbare Risiken hinaus. Ebenso ist in ihm die Vorstellung eines notwendigen Ausgleichs zwischen Leistung und Gegenleistung überwunden. Jesus fordert seine Jünger zu einer bedingungslosen Liebe auf, die ihr Maß an der grenzenlosen Liebe seines Vaters nimmt, der seine Sonne aufgehen lässt über Bösen und Guten und der es regnen lässt über Gerechte und Ungerechte (vgl. Mt 5,45). Er begnügt sich nicht mehr damit, Gewalt, Hass und Feindschaft unter den Menschen nachträglich zu begrenzen und ihrer destruktiven Macht einen Notraum abzurufen, in dem diese einigermaßen verträglich miteinander umgehen. Er will an die Wurzeln von Gewalt, Hass und Feindschaft vorstoßen, die er im Herzen des Menschen ausmacht, wo alles Wollen, Denken und Handeln seinen Ursprung hat (vgl. Mk 7,15). Wie aber soll dem endlichen Menschen eine solch unbegrenzte Liebe, die auch den Armen und Schwachen, den hässlichen und schuldbeladenen Nächsten, den persönlichen Gegner, Konkurrenten oder gar Feind noch einschließt, überhaupt möglich sein? Gewiss gibt es Genies der Menschlichkeit und Virtuosen der Nächstenliebe, die wie Albert Schweitzer, Maximilian Kolbe, Mutter Theresa und Damian De Veuster über die Fähigkeit verfügen, ihre Mitmenschen in jenem göttlichen Licht zu betrachten, in dem sie auch dann noch liebenswert sind, wenn sie ihre natürliche Anziehungskraft verloren haben. Aber den allermeisten von uns ist diese Fähigkeit eben nicht als natürliche Begabung oder als charmante Mitgift einer glücklichen Veranlagung gegeben – was im übrigen auch für die Mehrzahl der Frauen und Männer zutrifft, die von der Kirche als Heilige verehrt werden, weil sie in ihrem Leben exemplarisch gezeigt haben, zu welcher Vollkommenheit menschliche Liebe fähig ist. Sie sind uns nicht deshalb zum Vorbild gegeben, weil sie gleichsam als Titanen der Liebe Übermenschliches und Heroisches vollbracht hätten, sondern weil sie mit dem Zeugnis ihres Lebens dafür einstehen, dass wir Menschen das

Ziel der Vollendung, das uns das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe vor Augen stellt, auch tatsächlich erreichen können.

Auch für sie bedurfte es der bewussten Überlegung, der gewollten Einfühlung und vor allem eines hohen Maßes an entdeckungsbereiter Phantasie, um sich mit den Augen der Liebe in die Lage der Mitmenschen zu versetzen, die ihnen aus der unpersönlichen Anonymität heraus zu „Nächsten“ wurden. Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10,25-37) beschränkt sich Jesus ja nicht auf ein universales Prinzip der Liebe oder eine allgemeine Definition des Nächsten. Er will uns vielmehr dazu anleiten, in einer bestimmten Situation als Nächste zu handeln, indem wir entdecken, wem wir jetzt zum Nächsten werden sollen, weil er unserer Hilfe am meisten bedarf. Der Weg zu dieser situativen Erkenntnis eröffnet sich durch einen Perspektivenwechsel, einen gedanklich vorgenommenen Platztausch, in dem wir selbst die Rolle des unter die Räuber Gefallenen übernehmen. So vermag die Liebe gewissermaßen ihre eigenen Möglichkeiten zu entdecken, indem sie uns bewusst macht, dass wir durch die Fügung des Lebens in diese konkrete Situation geraten sind, in der wir diesem der Hilfe bedürftigen Mitmenschen zum Nächsten werden sollen.

Die Einladung zum Perspektivenwechsel, die Jesus im Gleichnis vom barmherzigen Samariter ausspricht, enthält bereits den entscheidenden Hinweis für ein theologisch-ethisches Verständnis des biblischen Liebesgebotes: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“. Das heißt gerade nicht: Die spontane Selbstbejahung meines eigenen Ichs, die als naturhafte Schwerkraft in mir steckt und als unvermeidlicher Begleitfaden in das Gewebe aller meiner Handlungen eingeht, muss in der Nächstenliebe einfach durchkreuzt oder überwunden werden. Vielmehr soll die Zustimmung zum eigenen Dasein auch dort, wo unsere Liebe zum Nächsten über das hinausgehen muss, wozu wir ohnehin durch menschliche Sympathie oder wohlkalkuliertes Eigeninteresse getrieben werden, der Ausgangspunkt und das Maß unserer Liebe bleiben.

Das Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe, in dem ein christliches Ethos seine inhaltliche Konzentration und sachliche Mitte findet, kann in seiner biblischen Formulierung als die knappste Zusammenfassung dessen gelten, worauf es dem Christentum im letzten ankommt. Die Balance, die das rechte Verständnis des christlichen Ethos im Lot hält, wird zerstört, wo die Begriffe Opfer, Verzicht und Selbstverleugnung vom Hintergrund des Evangeliums als einer frohen Botschaft abgelöst werden und allein ins Zentrum rücken. Sie verdrängen dann das Wissen darum, dass der Weg der Liebe unter der Verheißung eines dauerhaften und anspruchsvollen Glücks steht, und dass jede christliche Ethik, die ihren biblischen Wurzeln treu bleiben möchte, im Grunde nichts anderes sein kann als eine Anleitung dafür, wie der Mensch sein wirkliches Glück findet, das am Ende hält, was es verspricht.

Allerdings erinnert uns das Gebot der Nächstenliebe in seinem christlichen Verständnis an eine einfache, aber wesentliche Wahrheit unseres Menschseins: dass Glück immer nur mit den anderen, in der Verantwortung für alle, zu haben ist. Die christliche Moral, die in dem einen Gebot der Liebe zu Gott und dem Nächsten zusammengefasst ist, erscheint so als eine Lehre darüber, was Glück ist und wie man es erlangt – aber eben nicht das egoistische Glück, das ein Scheinglück ist,

sondern das wirkliche, das man nur finden kann, indem man andere daran teilhaben lässt.

Gebet

Gott,

Du hast uns das Gebot der Liebe zu dir und unseren Schwestern und Brüdern aufgetragen als die Erfüllung des ganzen Gesetzes.

Gib, dass wir würdig werden, zum ewigen Leben zu gelangen, indem wir dieses Gebot treu erfüllen.